

Die offene Hand

Die offene Hand

Über die Herkunft der wahren Gelassenheit

Nach einem Vortrag über die innere Ruhe des Sokrates

Bernhard Buchhas

Gloggnitz · 2018

Verfasst und gesetzt von Bernhard Buchhas

Gloggnitz · 2018

*Einzig das Unmeßbare, das Unfaßbare erschreckt uns, alles Begrenzte
dagegen, alles Bestimmte fordert zur Probe heraus und wird zum Maß
unserer Kraft.*

Stefan Zweig, *Ungeduld des Herzens*



JACQUES LOUIS DAVID: *Der Tod des Sokrates*, 1787

Öl auf Leinwand, 129,5 × 196,2 cm

The Metropolitan Museum of Art, New York

Catharine Lorillard Wolfe Collection, Wolfe Fund, 1931 (Inv. 31.45)

KAPITEL I

Das Bild

Es hat etwas zutiefst Verstörendes, wie dieser Mann seinen eigenen Untergang übersieht.

Im Pariser Salon des Jahres 1787 brachte ein Gemälde von Jacques-Louis David das Publikum zum Schweigen, und zwar aus anderen Gründen, als man erwartet hätte. Man sieht einen Mann auf seinem Lager sitzen, wenige Minuten vor dem Tod. Er kennt bereits die Stunde, er kennt bereits das Mittel. Ein Becher mit Gift wartet in der Hand eines Schülers, der nicht einmal hinzusehen vermag auf das, was er da überreicht. Und der Mann, der sterben wird, schaut nicht auf den Becher. Er schaut auf seine Freunde, den einen Arm noch erhoben, mitten in einer Beweisführung, als wäre der Gedanke dringlicher als der eigene Tod.

Um ihn herum aber bricht der ganze Raum zusammen. Ein Schüler wendet das Gesicht zur Wand, unfähig zuzusehen. Ein zweiter ist am Fußende des Lagers in sich zusammengesunken, das Gesicht in den eigenen Händen vergraben. Ein dritter sitzt am Rand des Bettes, den Kopf gesenkt, reglos, mit dem Rücken zum Meister — die stille Trauer selbst, in Gestalt eines Körpers.

Nur ein einziger Mensch in dieser Szene wird von nichts verzehrt. Es ist Sokrates, Stunden bevor er den Schierlingsbecher trinkt, auf Befehl einer Stadt, der er sein Leben lang gedient hat. David hat ihn als den einzigen Ungebrochenen gemalt, in einem Raum, der vollständig eingestürzt ist.

Man vergesse nicht, wann dieses Bild entstand. David malte es am Vorabend der Französischen Revolution, in einem Augenblick, in dem die Haltung eines Einzelnen gegenüber einer ungerechten Macht zu viel politisches Gewicht trug, um ein Zufall zu sein.

KAPITEL 2

Die offene Hand

Das Einzelne aber, das die meisten übersehen, ist die Hand.

Es ist keine Hand, die sich mit Kraft um den Becher schließt. Es ist eine offene, beinahe gleichgültige Hand, die nach dem Gift greift, ohne dass ihr Besitzer den Blick auch nur einen Augenblick vom Gespräch abwenden müsste. Da wird nichts gepackt, nichts festgehalten, nichts bezwungen. Da wird etwas entgegen-
genommen.

Und es gibt noch ein Zweites, das älter ist als das Gemälde, verborgen in dem Text, der die Szene angeregt hat. In Platons Bericht über diesen letzten Tag ist Sokrates keineswegs als ein Ruhiger geboren. Er hat sein Leben und vor allem diese letzten Stunden damit zugebracht, seine eigene Furcht vor dem Tod laut zu verhandeln, Argument um Argument, so lange, bis in ihm kein blinder Fleck mehr übrig war, an dem sich die Angst hätte festhalten können.

Die Ruhe auf der Leinwand ist nicht der Anfang dieser Geschichte. Sie ist ihr Ergebnis.

Und nun das Unbequeme: Jeder war schon einmal in diesem Raum. Ohne Gift, ohne Schüler, aber in einer Umgebung, die zusammenbrach, während ein einziger Mensch seltsam unberührt blieb. Und wer ehrlich ist, gesteht: Diese Ruhe hat ihn nicht beruhigt. Sie hat ihn gestört. Sie wirkte gefährlich, fast beleidigend, als wüsste dieser Mensch ein Geheimnis, das sonst niemand kennt, und als hätte er nicht das geringste Bedürfnis, es mitzuteilen.

Seit mehr als zweihundert Jahren birgt dieses Gemälde also ein Rätsel: War jene Gelassenheit nur Disziplin — oder etwas viel Tieferes, dem kaum jemand einen Namen zu geben weiß?

Die Antwort, die hier versucht werden soll, ist unerwartet. Der Schlüssel liegt im genauen Gegenteil dessen, was man vermutet: nicht darin, alles beherrschen zu wollen.

KAPITEL 3

Sokrates wurde nicht ruhig geboren

Man lese die beiden Stellen nebeneinander, und die ganze Lehre steht da.

Denn den Tod fürchten, ihr Männer, das ist nichts anderes, als sich dünken, man wäre weise, und es doch nicht sein. Denn es ist ein Dünkel, etwas zu wissen, was man nicht weiß.

Platon, *Apologie des Sokrates* 29a, übersetzt von Friedrich Schleiermacher

Das ist die Arbeit. Nicht die Beschwörung der Furchtlosigkeit, sondern die geduldige Zerlegung eines Schreckens in seine Bestandteile, bis sich zeigt, dass er auf einer Behauptung ruht, die niemand beweisen kann. Und das ist das Ergebnis, das Platon zwanzig Kapitel später in einem einzigen Nebensatz festhält, so nüchtern, dass man ihn überliest:

Und dieser nahm ihn, und ganz getrost, ohne im geringsten zu zittern oder Farbe und Gesichtszüge zu verändern.

Platon, *Phaidon* 117b, übersetzt von Friedrich Schleiermacher

Zwischen der ersten Stelle und der zweiten liegt kein Wunder. Es liegt eine Arbeit von Jahrzehnten dazwischen. Wer nur die zweite kennt, hält Sokrates für einen Menschen von übermenschlicher Art und sich selbst für einen von minderer. Wer beide kennt, weiß, dass die Ruhe des Sterbenden nichts anderes ist als der ausgezahlte Ertrag einer sehr langen und sehr unbequemen Prüfung.

KAPITEL 4

Der Schichtleiter

Man muss dafür nicht in die Antike gehen; das Bild wiederholt sich in jeder Halle, in jedem Büro, in jeder Familie.

Man stelle sich ein Logistiklager vor. Der Schichtleiter arbeitet dort seit Jahren, so lange, dass er die Namen der Kinder aller Kollegen kennt. An einem Dienstagmorgen schaltet sich die Geschäftsleitung in eine Videokonferenz und teilt mit, der Standort werde in dreißig Tagen geschlossen.

Man betrachte, was geschieht, wenn der Boden verschwindet. Ein Mann schreit den Bildschirm an. Eine Frau weint, versteckt im Ärmel ihrer Jacke. Im Hintergrund ruft schon jemand einen Anwalt an. Drei Menschen, verschluckt in dreißig Sekunden.

Aber man achte auf den Schichtleiter. Er lächelt nicht. Er hält keine Aufmunterungsrede. Er tut auch nicht so, als wäre er aus Eisen. Er stellt nur die einzige praktische Frage inmitten des Lärms: wann die Kündigung kommt und wann die letzte Gehaltszahlung. Er fragt es so, wie man nach der Abfahrtszeit eines Zuges fragt — während ringsum alle in den Abgrund stürzen. Er ist der Einzige, der sich entschieden hat, weiter auf dem Boden zu stehen.

In den Wochen danach begannen Kollegen, die ihn seit Jahren kannten, auf Abstand zu gehen, ohne recht erklären zu können, warum. Eine gab später zu, dass diese Ruhe ihr mehr Angst gemacht habe als die Kündigung selbst.

Es war keine Kälte. Er hat niemanden schlecht behandelt. Es war etwas anderes: wie unberührbar er wirkte von einer Sache, die den ganzen übrigen Raum zerstörte.

KAPITEL 5

Das Ärgernis der Ruhe

Und damit sind wir bei der Frage, die niemand richtig beantwortet: Warum stört die Ruhe eines Einzelnen mehr als die Krise, die alle anderen tatsächlich durchleben?

Weil die Verzweiflung nur dann herrscht, wenn sie etwas findet, woran sie sich festhalten kann — und weil ein Mensch, in dem sie keinen Halt findet, den anderen unwiderleglich vorführt, dass ihr Zustand kein Naturgesetz ist. Das ist die eigentliche Kränkung. Nicht seine Überlegenheit; seine bloße Existenz.

Die Seelenkunde hat für den Vorgang, mit dem eine Umgebung den Einzelnen nach unten zieht, mehrere Namen erfunden; der Fachausdruck spielt hier keine Rolle. Wichtiger ist die Einsicht, die man ein für alle Mal begreifen muss: Die Ruhe des Sokrates wie die Ruhe dieses Schichtleiters ist keine Anstrengung. Beide halten nichts zurück. Sie haben nur, jeder auf seine Weise, jene Stellen in sich beseitigt, an denen die Krise hätte greifen können. Es ist nichts mehr da, was sich packen ließe.

Die Stoppuhr

Die einfachste Erklärung, die man zuerst heranzieht, lautet: Dieser Mensch hat eben mehr Willenskraft. Er hält fest, was die anderen losgelassen haben. Man behalte diese Vermutung einen Augenblick im Kopf — denn genau sie ist es, die eine der nüchternsten Untersuchungen der Seelenkunde Stück für Stück auseinandergenommen hat.

Zwischen 1900 und 1908 wiederholte Carl Gustav Jung in Zürich immer wieder denselben Versuch, eine Stoppuhr in der Hand. Der Ablauf war von einer geradezu lächerlichen Einfachheit. Der Untersuchte setzte sich. Der Versuchsleiter las eine Liste ganz gewöhnlicher Wörter vor — Haus, Wasser, Zahl —, und der Untersuchte antwortete so rasch wie möglich mit dem ersten Wort, das ihm einfiel. Die Uhr maß den Abstand zwischen Reizwort und Antwort auf ein Fünftel einer Sekunde genau.

Meist kamen die Antworten schnell zurück, fast mechanisch. Bis bei bestimmten Wörtern — und nur bei diesen — etwas stockte. Der Abstand dehnte sich. Der Untersuchte stotterte, wiederholte das Reizwort, gab eine Antwort, die mit nichts etwas zu tun hatte, oder antwortete vollkommen unauffällig, mit zitternder Hand, ohne es zu bemerken.

Und nun das Entscheidende, das an dieser bescheidenen Versuchsanordnung bis heute nicht verwunden ist: Der Untersuchte wusste fast nie, dass es geschehen war. Er spürte die Verzögerung nicht, und verhindern konnte er sie erst recht nicht.

Jung hatte mit einer Stoppuhr den genauen Ort gefunden, an dem ein Mensch aufhört, sich selbst zu hören.

Der Komplex hat dich

Bestimmte Wörter, so zeigte sich, hakten sich in etwas Verborgenes ein — in etwas mit eigener Ladung, mit eigener Energie — und zogen die Antwort aus der Bahn, ehe der bewusste Verstand überhaupt bemerkte, dass es eine Bahn zu schützen gab. Jung gab diesen aufgeladenen Kernen einen Namen: Komplexe.

Das Wort ist längst in aller Munde. Jeder weiß, dass er die seinen hat. Was fast niemand mitspricht, ist die Warnung, auf die es ankommt: Ein Komplex ist nicht etwas, das man hat. Er ist etwas, das einen in den Augenblicken der Krise hat.

Man drehe diesen Satz um; er erklärt alles, was folgt. Wird ein solcher Kern berührt, so gerät der Mensch — so Jungs Befund — in einen vorübergehenden Zustand des Zwangs. Er denkt und handelt auf eine Weise, die er nicht gewählt hat. Die Einheit der Aufmerksamkeit zerreißt; der Wille wird behindert, mitunter für Augenblicke unmöglich. Für die Dauer dieses Augenblicks übernimmt etwas, das im eigenen Inneren sitzt, das Kommando, und man fährt nur noch mit.

Und hier steht der Satz, der die Schwärmerei von der Willenskraft ein für alle Mal beenden sollte: Dieses Auslösen geschieht selbsttätig, unwillkürlich, und niemand vermag es allein durch Anstrengung zu verhindern. Der Mann, der sein Leben damit zugebracht hat, dies zu untersuchen, hat es mit aller Deutlichkeit gesagt: Die Entführung geschieht an einem Ort, an den der Wille nicht heranreicht.

Man sehe nun noch einmal auf jene Videokonferenz. Der Mann, der schreit; die Frau, die weint. Keiner von beiden hat diese Reaktion gewählt. Die Kündigung war ein einziger Reiz, und sie landete in jedem der Anwesenden auf einem anderen Auslöser — Geld, Sicherheit, die Angst, es zu Hause erzählen zu müssen. Etwas Aufgeladenes und Verborgenes hakte sich ein und feuerte, schneller als irgendeiner von ihnen hätte entscheiden können.

Die Falle der Disziplin

Und genau hier tappen die meisten in jene Falle, die praktisch den gesamten Markt der Gemütsbeherrschung am Leben erhält. Sie soll hier einen Namen bekommen: die Disziplin-Falle.

Wer spürt, wie der Auslöser zieht, hat den unmittelbaren Trieb, fest zuzupacken: die Reaktion niederzuhalten, das Zittern zu verbergen, die Panik mit einem inneren Schrei zu besiegen. Was er dabei nicht bemerkt: Er füttert genau damit das Ungeheuer.

Jung sah das an seinen eigenen Untersuchten. Die Entschlossensten brachten es fertig, ein aufgeladenes Wort abzuschirmen, eine unauffällige Antwort zu erzwingen, das Zittern zu verstecken. Aber er blieb unbittlich in der Auskunft: Das gelingt nur vorübergehend, und nur solange die gesamte Energie darauf verwendet wird, ein Geheimnis zu schützen. Der Kern bleibt drinnen, ganz unverehrt. Der einzige Unterschied besteht darin, dass man jetzt erschöpft ist, weil man das Ungeheuer so lange unter Wasser gehalten hat.

Ein Komplex, schrieb er, lasse sich mit dem Willen unterdrücken; überreden aber, nicht mehr zu existieren, lasse er sich nicht. Und bei der ersten günstigen Gelegenheit taucht er wieder auf, mit seiner ganzen ursprünglichen Kraft.

Die Panik mit Gewalt zurückzuhalten ist eine Täuschung. Was so viel Kraft kostet, ist nicht Frieden; es ist ein Staudamm, den man mit bloßen Händen hält. Und daran erkennt man die echte Sache am sichersten: Dichte Gelassenheit strengt sich nicht an. Als der Schichtleiter mitten im Lärm nach den Fristen fragte, hielt er sich nicht zurück. Das Chaos ging geradewegs durch ihn hindurch, weil es nichts fand, woran es sich hätte festhalten können.

KAPITEL 9

Der zweite Irrtum

Nun kommt der zweite Fehler, und er ist gefährlicher als der erste, weil er wie ein Fortschritt aussieht.

Ein Mensch bemerkt seine eigene fehlende Reaktion. Er spürt, dass er nicht mehr schreit und nicht mehr weint, und er schließt daraus, er habe etwas geheilt.

Aber es gibt mindestens vier verschiedene Arten von Ruhe, die ein Mensch mit sich tragen kann, und eine mit der anderen zu verwechseln kostet Jahre.

Fassade und Frost

Die erste ist die *Fassadenruhe*: die der Formeln, der geführten Atemübungen, des Zählens im Kopf. Von außen täuscht sie vollkommen. Aber sie hat einen hohen Preis, denn sie verlangt Anstrengung — und Anstrengung bedeutet, dass der Auslöser da drinnen unversehrt weiterlebt, während man bloß den Lärm dämpft. Irgendwann bricht er durch.

Die zweite ist die *eingefrorene Ruhe*, und sie verdient es, mit Behutsamkeit behandelt zu werden, denn ein guter Teil derer, die davon lesen, wird sich in ihr wiedererkennen. Es ist die Reglosigkeit eines Menschen, der schon zu viel Wucht erlebt hat: ein System, das aufgehört hat, Alarm zu schlagen, weil der Alarm ihm nie geholfen hat. Das ist keine Schwäche. Es ist eine kluge Anpassung, geschaffen von einer jüngeren Ausgabe seiner selbst, die sie zum Überleben brauchte.

Nur verrät sie eben dies: Es kommt nichts mehr durch sie hindurch. Weder die Gefahr noch das Gute. Sie kostet keine Reaktion; sie kostet die Möglichkeit, überhaupt noch erreicht zu werden.

Geliehen und entschärft

Die dritte ist die *geliebene Ruhe*: jene Gelassenheit, die einer nur deshalb besitzt, weil für ihn selbst nichts auf dem Spiel steht. Sie ist leicht mit Tiefe zu verwechseln und leicht zu bewundern — bis die Krise die eigene wird. Der Rat aus der Loge kostet vor der Prüfung nichts; in der Stunde der Wahrheit kostet er alles.

Und die vierte ist die *entschärfte Ruhe*, die eigentliche Hauptfigur dieser Betrachtung. Sie ist nicht gespielt, nicht eingefroren, nicht geliehen. Es ist die Gelassenheit eines Menschen, der seinen eigenen Auslöser gefunden und ihm ins Gesicht gesehen hat — lange bevor diese Lage überhaupt eintrat.

Und was sie verrät, ist das genaue Gegenteil dessen, was die erste verrät: eine sichtbare Anwesenheit ohne Anstrengung. Wer sie besitzt, nimmt weiterhin alles wahr, auch die Angst, auch das, was auf dem Spiel steht. Nur übernimmt nichts davon das Steuer.

Der Preis der Verwechslung

Hier liegt die Linie, die fast niemand zieht: Die eingefrorene und die entschärfte Ruhe sehen von außen vollkommen gleich aus. Zwei reglose Menschen, während alles zusammenbricht. Der Unterschied liegt nicht in der Miene. Er liegt darin, ob überhaupt noch etwas bis zu ihnen durchdringt. Die eine hat die Tür für immer verriegelt. Die andere hat sie ganz geöffnet und fürchtet nicht mehr, was herein kommt.

Ehe man weitergeht, sollte man daher ehrlich sein und sich fragen: Welche dieser vier ist die eigene — heute, nicht eines Tages? Denn drei von vieren werden fortwährend mit der vierten verwechselt, und jede Verwechslung hat ihren Preis.

Die schlimmste ist, die eingefrorene Ruhe für die entwickelte zu halten: die eigene Taubheit als Beweis der Reife zu behandeln, wo sie doch nur beweist, dass etwas zum Schweigen gebracht wurde, statt angesehen zu werden. Das ist die teuerste aller Verwechslungen, weil sie ein falsches Gefühl der Heilung schenkt: Man schließt die Akte einer inneren Arbeit, die in Wahrheit nie begonnen hat.

Die zweite ist, die echte Ruhe, nachdem man sie erworben hat, als Waffe zu gebrauchen: die Reglosigkeit zu pflegen, damit der andere sich klein fühlt. Das ist keine Reife, sondern nur eine diskretere Art, sich überlegen zu fühlen — und die Gegenseite spürt dieses stille Urteil genau so, wie jene Kollegen die Distanz zum Schichtleiter gespürt haben.

Die dritte ist die ehrlichste und die einsamste. Die wirklich entschärfte Ruhe wirkt kalt auf jeden, der sie nicht versteht, und fast niemand versteht sie. Sie kann Beziehungen kosten, gerade in den Augenblicken, in denen andere den Erschütterten sehen mussten. Als distanziert gelesen zu werden, obwohl man bloß keine Angst hatte, ist ihr regelmäßiger Preis. Wer diese Ruhe verkauft, ohne den Preis zu nennen, verkauft eine unvollständige Ausgabe der Sache.

Das Labor des Alltags

Wie also entschärft man einen Auslöser wirklich?

Der erste Schritt: Man findet das Ziel, bevor das Chaos beginnt. Man lasse den gewöhnlichen Ärger einen Augenblick beiseite und beobachte die selbsttätigen Reaktionen. Welche zwei oder drei Gegenstände verändern den Tonfall innerhalb einer einzigen Sekunde? Wo macht ein Thema aus dem Nichts schroff oder stumm? Wer das bemerkt, hat soeben den Auslöser gefunden, der den Raum steuert, wenn er selbst es nicht mehr tut. Diese Veränderung ist dasselbe Signal, das Jung an seiner Stoppuhr ablas. Man schreibe diese Themen auf; die kleine Liste ist die Landkarte, auf der die eigenen Auslöser wohnen.

Der zweite Schritt ist der, den fast niemand geht: Man tritt dem Auslöser im Privaten gegenüber, allein, vor jeder Krise. Man benennt die konkrete Furcht unter der Reaktion, laut, für sich selbst, und benennt sie weiter, bis sie keine verborgene Gestalt mehr hat.

Das ist keine Unterdrückung; es ist ihr genaues Gegenteil. Jung, der sich zeit lebens ebenso auf die deutschen Mystiker wie auf das taoistische Nicht-Handeln bezogen hat, fand für diese Haltung ein altes Wort: *Gelassenheit*. Es geht nicht darum, die Angst festzuhalten oder sie niederzuringen. Es geht darum, sie ganz ankommen zu lassen, bis nichts mehr übrig ist, das später auflauern könnte. So löst sich ein Auslöser auf — nicht dadurch, dass man ihn tiefer versenkt, sondern dadurch, dass man ihn endlich an die Oberfläche kommen lässt, an einem Tag, den man selbst gewählt hat, und nicht in einem Raum voller Menschen.

Der dritte Schritt ist die Probe bei niedriger Hitze. Man weihe seinen neuen unerschütterlichen Geist nicht in der größten Krise seines Lebens ein. Man gehe ins Labor des Alltags und erprobe den Auslöser an einer schroffen E-Mail oder an fünf Minuten Verspätung. Wenn schon die Miniaturausgabe des Problems aus der Fassung bringt, ist die Struktur nicht bereit. Man übe im flachen Wasser, ehe man im offenen Meer schwimmen will.

Und man messe richtig. Die Probe ist nie das Ergebnis der Krise, sondern der

Zustand des eigenen Kopfes eine Stunde danach. Die Fassadenruhe lässt einen erschöpft zurück, weil man den ganzen Tag die Welt gehalten hat. Die entschärfte Ruhe kostet nichts — einfach deshalb, weil von Anfang an nichts in den eigenen Händen lag.

Die drei Missbräuche

Ehe wir zum Schluss kommen, ist eine Warnung nötig, denn genau an dieser Stelle wird der Gedanke in den falschen Händen gewöhnlich zur Waffe. Es gibt drei Wege, alles zu verderben.

Der erste ist, die Ruhe in eine Vorführung des Ranges zu verwandeln: sich zu beherrschen, um als unerschütterlich *gesehen* zu werden, statt weil man dem eigenen Ungeheuer tatsächlich gegenübertritt will. Das ist nicht die entschärfte Ruhe. Das ist die Fassade im Kostüm, und sie verlangt denselben hohen Preis wie immer.

Der zweite ist, sie zum Herabschauen zu benutzen: die eigene Haltung zur Anzeigetafel gegen die sichtbare Verzweiflung eines anderen zu machen. Wer das tut, ist nicht über die Angst hinausgewachsen; er hat sie nur in Hochmut übersetzt.

Der dritte ist, die Ruhe zu echter Kälte werden zu lassen. Als distanziert gesehen zu werden, ist eine häufige Nebenwirkung; sich von der Welt abzuschließen, weil das leichter ist, als verletzlich zu bleiben, ist der Punkt, an dem alle Stille scheitert. Wirklich ruhig zu sein heißt nicht, eine Mauer zu bauen oder den Raum zu verlassen. Es heißt, mit offenen Augen im Zentrum des Chaos zu bleiben, vollkommen anwesend, ohne zuzulassen, dass irgendetwas einen nach unten zieht.

Der unterbrochene Stromkreis

Nun aber trete man noch einmal einen Schritt zurück und frage, warum ein ganzer Raum darauf reagiert — nicht bloß die Menschen, die dem Ruhigen unmittelbar gegenüberstehen.

Jung hat seine letzten Jahre zu einem guten Teil damit verbracht, über das Verhalten der Massen zu schreiben, und sein Befund fasst den Mechanismus vollkommen zusammen: Je größer die Gruppe, desto bedeutungsloser wird der Einzelne in ihr. Verzweiflung wird ansteckend, weil die Panik des einen zum Reizwort des anderen wird; ein Netz aus Auslösern, in dem jeder den nächsten zündet.

Der ruhige Mensch ist in diesem Netz die mechanische Unterbrechung des Stromkreises. Der Strom trifft auf ihn und erlischt, weil in ihm keine inneren Auslöser mehr sind, durch die die Angst weiterlaufen könnte. Und darum wirkt seine Gelassenheit auf jeden, den sie zweifeln lässt, beinahe aggressiv, beinahe gefährlich: Sie ist die einzige Kraft im Raum, die das Chaos nicht mehr vermehrt.

Man sehe sich diesen Schichtleiter also ein letztes Mal an. Er hatte nicht mehr Selbstbeherrschung als die anderen. Er war nur seinem eigenen Auslöser Jahre zuvor entgegengetreten. In dem Augenblick, in dem der Boden verschwand, gab es in ihm nichts mehr, woran die Krise hätte greifen können.

Nicht festhalten

Und damit sind wir wieder bei jener offenen Hand auf der Leinwand.

Die große Lehre, die Sokrates in seiner Zelle erteilt hat, handelte nicht davon, dem Gift zu widerstehen. Sie handelte davon, sich selbst zurückzunehmen. Das Geheimnis war nie, die Zügel fester zu halten. Es war, die Herrschaft aus freiem Willen loszulassen, ehe das Chaos der Welt beschließt, es an unserer Stelle zu tun.

Wer sich gänzlich einen Augenblick ließe, dem würde alles gegeben.

Meister Eckhart, *Reden der Unterweisung*

Und man begreife zugleich, worin die Stoa recht und worin sie zu wenig gesagt hat.

Nicht die Dinge selbst, sondern die Meinungen von den Dingen beunruhigen die Menschen. So ist z. B. der Tod nichts Schreckliches, sonst wäre er auch dem Sokrates so erschienen.

Epiktet, *Handbüchlein der stoischen Moral*, V

Das ist wahr, und es ist doch nicht genug — denn Epiktet setzt voraus, dass die Meinung dort liegt, wo der Wille sie erreicht. Die Stoppuhr hat gezeigt, dass sie tiefer liegt. Deshalb genügt es nicht, seine Meinung über den Tod zu ändern; man muss sie an jener Stelle aufsuchen, an der sie sich verbirgt, und ihr so lange gegenüberstehen, bis sie keine Ladung mehr hat. Das ist die Arbeit, die Sokrates ein Leben lang getan und in seinen letzten Stunden noch einmal öffentlich zu Ende geführt hat.

Im Lärm der Arbeit macht der Schichtleiter es uns vor: Er wirft die praktische Frage in den Raum. In der Krise der Familie sind beide äußersten Wege abzulehnen — weder die Angst aller aufzusaugen noch zum Gespenst zu werden, das sich entzieht. Man bleibe anwesend und sage, was man sieht.

Die Feuerprobe kommt danach von selbst. Aber sie fällt anders aus, wenn nichts mehr da ist, was gehalten werden müsste. Denn eine Hand, die nichts umklammert, kann alles entgegennehmen — auch den Becher.